

weißer Bürgerlichkeit und die strategische Legierung von Reinheit, Hygiene, Demut, Weißsein und dem Ideal der Hausfrau. Deutlich wird dabei, dass bürgerliche Normen in diesem Prozess umgeschrieben wurden. Die Hausfrau der Mittelschicht konnte sich, anders als die Angehörige des Großbürgertums, nicht auf Bedienstete verlassen und musste mit einem kleinen Haushaltsetat zurechtkommen.<sup>214</sup> Dafür lockte das bürgerliche Leben mit dem Versprechen der Inklusion: Der soziale Aufstieg wird denkbar. Adrettes Aussehen und gesellschaftliche Aufmerksamkeit, so suggeriert das Inserat, waren nicht mehr nur denjenigen Frauen zugänglich, die über teure Kleider verfügten. Weißsein konnte, so die Botschaft, durch die Verkörperung von Weiblichkeitsnormen wie Reinlichkeit, Ge pflegtheit und Bescheidenheit errungen werden. Intelligibel gemacht wurden diese Ideale, wie meine vorhergehenden Analysen zeigten, mit hilfe kolonialer Differenzen zum unzivilisierten und unhygienischen Anderen, die dem Weißsein erst die nötigen semantischen Konturen verleihen.

## DIE SCHWEIZER HAUSFRAU UND ›THE WHITE WOMAN'S BURDEN‹

Das koloniale *Othering*, das mit der zunehmenden Orientierung der Be völkerung an einem bürgerlichen Geschlechtermodell einherging, wurde in der Schweiz des 19. Jahrhunderts noch in erster Linie über die Mission vermittelt. Zeitschriften, Kalender und Sammelbilder der Mission, so Harries, waren formativ für den Schweizer Haushalt Ende des 19. Jahrhunderts: »Missionary propaganda brought Africa directly into the intimate recesses of Swiss homes.«<sup>215</sup> Sowohl in privaten als auch in öffentlichen Bereichen wurde Afrika als Folie verwendet, vor deren Hintergrund die Schweizer Gesellschaft ihre Fortschrittlichkeit messen und ihre innere Zerrissenheit überdecken konnte. »Vor allem der ›kleine Weiße‹ konnte das Gefühl haben, ein Mensch zu sein, wenn er die Unterschiede zwischen ihm und dem N [...] kultivierte«, schreibt Mbembe.<sup>216</sup> Die ›Ras-

---

**214** | Vgl. Joris 1990.

**215** | Harries 2007a, 4.

**216** | Mbembe 2014, 79.

senlogik<sup>c</sup> lag damit quer zur sozialen und ökonomischen Strukturierung europäischer Gesellschaften.

So gelang es der Basler Mission durch die Einführung der sogenannten ›Halbbatzenkollekte‹, eine große Zahl von Arbeitern und insbesondere von Arbeiterinnen für das Unternehmen der Mission zu gewinnen. Die proletarischen Beiträge deckten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts regelmäßig ein Viertel der Gesamtausgaben des Missionswerkes ab.<sup>217</sup> Mit spezifischen, auf die Unterschicht abzielenden Sammelstrategien wurde die Differenz zwischen Gebenden und Nehmenden, Zivilisierten und Unzivilisierten, Christen und Heiden auch in der Arbeiterschaft verankert. Schär schreibt dazu: »Lohnabhängige Fabrikarbeiter sollten zu ›Miteigentümern an der Erdoberfläche‹ und damit in den globalen Herrschaftsanspruch eingebunden werden, den die europäische bürgerliche Elite im Zuge des Imperialismus des 19. Jahrhunderts durchsetzte.«<sup>218</sup> Damit wurden nicht nur »cultural conditions for the normalization of imperialism«<sup>219</sup> geschaffen, wie Harries treffend formuliert. Eine solche koloniale Matrix war auch, wie ich im Folgenden zeige, eine wichtige Bedingung für die Durchsetzung der »Nur-Hausfrau«<sup>220</sup> in der Schweizer Gesellschaft.

Zuvor jedoch ist es hilfreich, auf McClintock These zurückzukommen, wonach der häusliche Raum um 1900 rassifiziert und der koloniale Bereich domestiziert wurde.<sup>221</sup> Wie sah dieser Prozess im Kontext der Schweiz aus? Auf den zweiten Aspekt dieser Dialektik, die Transformation der Kolonie durch die Geschlechternormen der Metropole, kann ich an dieser Stelle nur ein Schlaglicht werfen: Im Zuge der Institutionalisierung ihrer Schulausbildung hatte die Basler Mission um 1860 begonnen, ›Mädchenanstalten‹ zu schaffen und damit die Ausbildung von Mädchen und jungen Frauen in den Missionsgebieten zu kanonisieren. Ulrike Sill bemerkt dazu: »On the Gold Coast, as in Europe, the boarding schools represented a new female space. In their background was the Basel aim of introducing domesticity as a female sphere within the paradigm of

---

**217** | Schär 2015, 75. Vgl. auch Prodollet 1987.

**218** | Schär 2015, 76.

**219** | Harries 2007a, 4.

**220** | Joris und Witzig 1986, 75.

**221** | McClintock 1995, 36.

modern middle-class femininity.«<sup>222</sup> Sill zeigt, wie sich lokale Konzepte und Praktiken an der Goldküste durch den Einfluss der Basler Mission veränderten. Während die Produktion der Bekleidung vor dem späten 19. Jahrhundert eine männliche Domäne war, trugen die Mädchenanstalten, in denen jungen Frauen Nähen und Stricken beigebracht wurde und die Herstellung von Kleidung als ›Frauensache‹ galt, wesentlich zu ihrer Umdeutung als frauenspezifischem Bereich bei.<sup>223</sup> Sills Arbeit macht deutlich, dass es hierzu komplexer Aushandlungsprozesse zwischen den beteiligten Akteur\*innen vor Ort bedurfte – die Entwicklung der Mädchenbildung und ihrer Auswirkungen auf das gesellschaftliche Leben an der Goldküste kann keineswegs als einseitige Durchsetzung von europäischen Normen im afrikanischen Kontext interpretiert werden.

Für die Analyse der Missionsarbeit in der Schweiz gilt es demgegenüber festzuhalten, dass die Herstellung der guten Hausfrau im kolonialen Zusammenhang weitgehend unter *Ausblendung* dieser Aushandlungsprozesse vor Ort als »theater for exhibiting the [...] cult of domesticity and the reinvention of gender«<sup>224</sup> dargestellt wurde. Dies kann an einem Beispiel aus dem Jahre 1935 veranschaulicht werden. Es handelt sich um einen Bericht aus dem *Heidenboten*, der Monatszeitschrift der Basler Mission, der von der Missionslehrerin Helene Schlatter zur Mädchenschule in Agogo an der damaligen Goldküste verfasst worden war. Sie vergleicht darin das ordentliche Heim eines ledigen mit dem unordentlichen Haushalt eines verheirateten Lehrers:

»Das Dorf Agogo besitzt eine fünfklassige Schule. Drei christliche Lehrer unterrichten an ihr. Einer derselben ist unverheiratet. So oft wir bei ihm eintreten, erfreut uns die große Ordnung im Zimmer, das Tischlein trägt eine saubere Decke, ein Glas mit frischen Blumen steht darauf, die Stühle sind ordentlich, die Bilder an den Wänden hängen gerade, der Hof ist rein gehalten und in einem Beet sind Blumen gezogen. Der Lehrer selbst ist immer sauber und ganz im Anzug, auch wenn man unangemeldet kommt. Ganz anders, wenn wir zum verheirateten Lehrer kommen. Im Hof grüßen uns die beschmutzten Wände, an Drähten hängen unordentliche Tücher und Lappen, die Stühle im Zimmer sind zerbrochen, der Boden mit einer zerrissenen Matte bedeckt. Die junge Frau sitzt auf der Veranda, sie tut

---

**222** | Sill 2010, 287.

**223** | Sill 2010, 309ff.

**224** | McClintock 1995, 34.

nichts, immer hat sie zu klagen. Sie hat in Accra eine Schule besucht, Englisch gelernt, aber nicht den Haushalt.“<sup>225</sup>

In dieser Darstellung bleibt unklar, wer den Haushalt des ledigen Lehrers besorgt – ist es eine Bedienstete, eine Verwandte oder er selber? Die Beschreibung zielt darauf ab, das Verhalten der Ehefrau des anderen Lehrers zu kritisieren. Obwohl sie eine Schule besucht hatte, lernte sie dabei nicht das, was die Autorin für relevant hält, nämlich die erfolgreiche Führung eines Haushalts. Wie diese auszusehen hat, vermittelt der Text durch die Entgegenseitung der beiden häuslichen Sphären: Die eine ist aufgeräumt und sauber, die andere unordentlich und schmutzig. Deutlich wird dabei auch, wie sehr der ordentliche Haushalt an Attributen eines kleinbürgerlichen und pietistischen Lebensstils gemessen wird: An den Wänden hängen Bilder, und zwar gerade. Auf dem Tisch liegt eine Decke und darauf stehen frische Blumen, die vermutlich im eigenen Garten gezogen worden sind. Die Hausfrau darf nicht klagen und nicht auf der Veranda herumsitzen. Sie hat zu arbeiten und soll dabei guter Dinge sein.

Wie die erfolgreiche Ausbildung einer jungen Frau aussehen kann, beschreibt die Autorin anhand eines weiteren Beispiels: »Da ist Florence, die ganz junge Frau eines Lehrers. Er wünschte sie erzogen ›nach bewährter Basler Art‹. Scheu und unwissend kam sie zu uns, aber in unheimlichen Wutanfällen schimpft sie hin und wieder, was das Zeug hält. Bald wusch und bügelte sie meine Wäsche, flickte und kochte ganz nett und war mir so eine rechte Hilfe. Heute ist Florence eine glückliche Mutter und sorgsame Hausfrau.«<sup>226</sup> Der Artikel zeigt: Die Beteiligung von Schweizer Missionarinnen am Aufbau eines funktionierenden Schulwesens in Westafrika bestand unter anderem darin, die häusliche Absicherung der Männer, die als Lehrer arbeiteten, zu gewährleisten. Westafrikanische Frauen sollten nach dem Vorbild der Schweiz erzogen werden, deren Arbeitsmarkt den Frauen den Zugang zu qualifizierten und gesellschaftlich anerkannten Arbeiten weitgehend verschloss und ihnen den Platz an der Seite eines Mannes zuwies. Schlatters Text blendet die Frage gänzlich aus, wie Frauen und Männer an der Goldküste ihre Haushaltsführung zu gestalten pflegten oder wie Subsistenzwirtschaft, Erwerbsarbeit und Hausarbeit gemeinhin aufgeteilt waren respektive sich überschnitten.

---

**225** | Schlatter 1935, 25.

**226** | Schlatter 1935, 24-25.

Die Konflikte und Kämpfe um die kulturelle Deutungsmacht über Geschlechternormen, die Sill rekonstruiert, bleiben in diesem Text ausgeklammert und begegnen uns einzig in der Haltung der Lehrersgattin, die sich der guten Haushaltsführung verweigert und ›unzufrieden‹ auf der Veranda sitzt, sowie in den ›unheimlichen Wutanfällen‹ der Haushaltschülerin. Neben den beiden Frauenfiguren – die nachlässige, unerzogene Gattin und die anfänglich aufbrausende und schließlich brave und arbeitsame Ehefrau – sticht die Kooperation mit dem Schwarzen christlichen Mann ins Auge, der seine Frau der Missionarin mit dem Wunsch übergibt, sie nach der ›bewährten Basler Art‹ zu erziehen. Die weiße weibliche Pädagogik scheint sich an dieser Stelle erfolgreich mit dem einheimischen christlichen Patriarchat zu verbinden. In der Tat soll Florence, nachdem sie von der Schweizer Missionarin in die Pflicht genommen wurde, eine glückliche Mutter und sorgsame Hausfrau geworden sein.

Der Artikel im *Heidenboten* kann mit gutem Grund als Missionspropaganda gelesen werden, die kaum Informationen über die einheimischen Frauen (und Männer) vermittelt. Für die Schweiz bedeutsam ist aber, dass solche Texte eine frauenspezifische imperiale Perspektive eröffneten, indem sie die Tätigkeit der Hausfrau in einen globalen Kontext stellten und ihr eine wichtige Mission zuschrieben. Wie Michael Mann festhält, kann die *mission civilisatrice*, die sich im französischen Kolonialismus als Motto der Herrschaft in Wort und Tat niedergeschlagen hatte, gewinnbringend auf andere koloniale Kontexte übertragen werden.<sup>227</sup> Das gilt auch für das vorliegende Beispiel: Die weiße Missionarin und mit ihr ihre Leserin in der Schweiz imaginiert sich als bedeutsame Vertreterin einer Zivilisationsmission, deren Aufgabe in der erfolgreichen Integration aller Frauen in die bürgerliche Geschlechterordnung bestand. Durch die aktive Beteiligung an der Zivilisationsmission tat sich für weiße Frauen ein bedeutsamer Handlungsspielraum auf. Es gelingt ihnen, wie Simone Prodolliet schreibt, als »Machtausbüende«<sup>228</sup> darin Anerkennung zu erlangen: »Die Frauen nutzten den ihnen zugeschriebenen Bereich als willkommene Möglichkeit, sich neben der eher eingeschränkten Domäne von Haushalt und Kinderstube ein befriedigendes Arbeitsfeld zu verschaffen.«<sup>229</sup> Weiße Frauen verstan-

---

**227** | Mann 2004, 24.

**228** | Prodolliet 1987, 10.

**229** | Prodolliet 1987, 160.

den sich als Trägerinnen der »white women's burden«<sup>230</sup>, betraut mit der global bedeutsamen Aufgabe, nicht-weiße Frauen in die richtige Haushaltsführung einzuweihen und sie zu guten Hausfrauen zu erziehen.

In den 1930er Jahren war die Vermittlung von Wissen und Praktiken im Bereich des Haushalts ein wichtiges Handlungsfeld bürgerlicher Frauen. Dies galt sowohl mit Bezug auf die Mission außerhalb Europas wie auch für die sozialen Aktivitäten bürgerlicher Frauen innerhalb der Schweiz. Mit der normativen Stärkung des bürgerlichen Geschlechter- und Familienmodells ging für diese Frauen nicht nur eine Einschränkung der Rechte und des Bewegungsraumes einher. Richtet sich der Blick auf die Unterschiede zwischen Frauen in der Schweiz, wird deutlich, dass diese Entwicklung die Stellung bürgerlicher Frauen gegenüber anderen Frauen gefestigt hatte: Sie wurden zu den prädestinierten Erzieherinnen derjenigen Frauen, die noch in die bürgerliche Lebensweise eingeführt werden mussten. Mit anderen Worten: Die Position von Bürgersfrauen, die sich bereits als Missionarsfrauen und Missionsangehörige, als Fabrikantengattinnen, Mäzeninnen und Wohltäterinnen in führenden Positionen hervorgetan hatten, wurde durch die Professionalisierung der Hausarbeit und die Einschränkung der Frauenarbeit in anderen Bereichen zu Beginn des 20. Jahrhunderts erneut gestärkt.

Bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts, so Ute Frevert, reihten sich die bürgerlichen Frauenvereine in die Gruppe der Akteur\*innen ein, die sich um die Zivilisierung der Arbeiterbevölkerung und insbesondere der Arbeiterfrauen kümmerten. Dabei ging es nicht nur um die Linderung von Armut und Elend, sondern auch um die Verbreitung bürgerlicher Normen, Verhaltensweisen und Tugenden.<sup>231</sup> Bürgerlichen Frauen eröffnete sich damit ein »neues, gesellschaftlich geachtetes und politisch gewürdigtes Tätigkeits- und Berufsfeld«<sup>232</sup>. Den Frauenvereinen zur Hebung der Sittlichkeit, die sich im 19. Jahrhundert etwa gegen die Prostitution einsetzten, kam im neu entstehenden biopolitische Regime eine wichtige Rolle zu: Sie führten ›Umerziehungsanstalten‹ wie etwa Heime für ›gefallene‹ ledige Mütter und ihre Kinder, die bestehende Lücken im

---

**230** | Unter diesem Titel untersucht Antoinette Burton in einem vielbeachteten Artikel die Verwicklung britischer Feministinnen in das imperiale Projekt (Burton 1990).

**231** | Frevert 1986, 100.

**232** | Frevert 1986, 100.

öffentlichen Fürsorgesystem füllten, und beteiligten sich damit direkt an der Errichtung neuer sozialer Auffang- und Kontrollsysteme.<sup>233</sup> Umgekehrt ermöglichte das soziale Engagement den bürgerlichen Frauen, Einfluss auf politische und gesellschaftliche Veränderungen zu nehmen und Frauen der sogenannten Unterschicht gegenüber einer übergeordneten Position einzunehmen. Joris betont, dass die »offene oder unterschwellige Diffamierung der Unterschichtsfrauen als Unwissende oder Erziehungsbedürftige«<sup>234</sup> gleichsam in die Norm der guten Hausfrau eingeschrieben wurde. Die Aufgabe, Arbeiterinnen zu guten Hausfrauen zu machen, wurde von vielen bürgerlichen Frauen »bereitwillig übernommen, bot sich ihnen doch ein gesellschaftlich und staatlich tolerierter Einstieg in die Öffentlichkeit«<sup>235</sup>. Der Auftrag zur Zivilisierung von Frauen durch Hausarbeit in den außereuropäischen Missionen fand sein Pendant im Erziehungsauftrag im Inneren der Gesellschaft.

Für die Etablierung dieser doppelten Herrschaftsverhältnisse sind die 1930er Jahre bedeutsam, weil sich in dieser Zeit die »vollkomme-ne Identifizierung der ›Schweizer Frau‹ mit der ›Hausfrau‹«<sup>236</sup> vollzog. Einen wichtigen Aspekt dieser Entwicklung stellte die Durchsetzung einer obligatorischen Hauswirtschaftskunde dar. Mit der »Ausdehnung des hauswirtschaftlichen Unterrichts auf alle Frauen«, die seit Ende des 19. Jahrhunderts gefordert wurde, sollte »ein einheitliches, von bürgerlichen Vorstellungen geprägtes Bild schweizerischen Hausfrauentums pro-pagiert werden«<sup>237</sup>. Dieses war nicht zuletzt eine Antwort auf die wach-sende Arbeiter\*innenbewegung. Exponentinnen der 1933 gegründeten *Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst* erachteten die Er-ziehung mittelloser Frauen »zur Tüchtigkeit« als wirksames Mittel gegen die Armut. Die Forderung nach einer verpflichtenden hauswirtschaftli-chen Ausbildung entwickelte sich damit zur »Zwangsmassnahme gegen Armengenössige und Randständische«<sup>238</sup>. Die Erziehung von armen und

---

**233** | Mesmer 1988, 165.

**234** | Joris 1990, 116.

**235** | Stalder 1984, 377.

**236** | Joris 1990, 115.

**237** | Joris 1990, 107.

**238** | Joris 1990, 115. Als »armengenössig« wurde in der Schweiz bezeichnet, wer aufgrund von Armut Anspruch auf Unterstützung (in der Regel durch die Heimat-gemeinde) erheben konnte.

nicht-konformen durch bürgerliche Frauen ermöglichte letzteren, eine relevante Rolle in der Herstellung eines Staats einzunehmen, der auf einer Geschlechtersegregation basierte, die Frauen von der direkten politischen Partizipation weitgehend ausschloss.

Es ist eine offene Forschungsfrage, welche Bedeutung den kolonialen Differenzen für die Etablierung, Durchsetzung und Stabilisierung von Herrschaftsverhältnissen zwischen bürgerlichen und nicht-bürgerlichen Frauen in der Schweiz zukam. Zu vermuten ist, dass ›Rasse‹ in diesen Debatten in unterschiedlichen Funktionen zum Einsatz kam, etwa indem Weißsein als gemeinsamer, klassenübergreifender Horizont konstruiert wurde, während die Rassifizierung von Arbeiterinnen, mittellosen und bedürftigen Frauen gleichzeitig dazu diente, soziale Unterschiede herzustellen und sichtbar zu machen. Oder auch, indem der mögliche Ausschluss aus der weißen ›Rasse‹ auch in der Schweiz als Droh- und Sanktionsmittel gegenüber Frauen diente, die als deviant und renitent eingestuft wurden.

## KOLONIALER ZIVILISATIONSNEID

Die halbnackten ›N‹ in der *Electrolux*-Werbung (vgl. Abbildung 14), der ›Wilde‹ in der *Khasana*-Werbung (vgl. Abbildung 15) oder die ›Orientalin‹ im Artikel über das Wasser (vgl. Abbildung 16) bilden eine Schranke zum Unzivilisierten, Vor-Modernen und unvollständig Modernen, die für die Schweizer Hausfrau bedeutsam ist. Diese rassifizierten Anderen fungieren als Außen und als Grenze der Zivilisation: Sie definieren die Position der weißen Frau innerhalb der Kultur, indem sie die Wildheit verkörpern. Anders funktioniert die kulturpessimistische Bezugnahme auf ›primitive‹ Andere: Die Schweizerin erhält nicht die blendend weißen Zähne der Schwarzen Frau, aber sie kann sich eines Produkts bedienen, das ihr durch eine kulturelle Praxis (das Zähneputzen), die auf natürliches Wissen (den Einsatz von Weinstein) zurückgreift, zu einer gesunden Lebensführung verhilft.

In der Werbung begegnet uns eine weitere rassifizierte Konstellation, die auf einem anderen Spiel von Abgrenzung und Identifizierung gründet und die ich im Folgenden als ›kolonialen Zivilisationsneid‹ bezeichnen möchte. Inszeniert wird dabei der neidvolle Blick von ›Primitiven‹ auf die moderne Welt der Hausfrau. Diesem Neid begegnen wir im Inserat, in